

Grenzgänger der Transzendenz – eine Zielgruppe der Pastoral

[141] Wer soll das sein: Grenzgänger der Transzendenz? Welcher Personenkreis bildet diese Zielgruppe der Pastoral? Nun, gedacht ist an die Kinder, an die Ordensleute, an die älteren Menschen, an die Kranken, zumal an jene, deren Lebenssituation dazu Anlaß gibt, ziemlich real mit dem „letzten Stündchen“ zu rechnen. Es mag als kühn und fremd erscheinen, als nicht ganz auf der Höhe gegenwärtiger Pastoral, wenn man so unterschiedliche Adressaten der Heilsbotschaft und Heilssorge, die kaum für eine gemeinsame Ansprache und für gemeinsame Maßnahmen in Frage kommen, zu einer Zielgruppe der Pastoral zusammenfaßt. Kinderpastoral, Pastoral der geistlichen Berufe und zumal der Ordensleute, Altenpastoral, Pastoral an Kranken und Sterbenden, das ist jeweils eine eigene Welt. Die folgenden Überlegungen wollen nicht den Versuch unternehmen, diese Unterschiede einzuebneten, wollen beileibe nicht an einer differenzierten Arbeit mit den Menschen in so verschiedener Situation und Disposition rütteln. Aber was wollen sie dann?

Vielleicht darf ich zunächst auf eine persönliche Erfahrung hinweisen. Wenn ich in meinem Dienst als Bischof in eine Gemeinde komme, wenn ich in einer Predigt oder einem Hirtenschreiben eine Anregung gebe, auf eine Sorge hinweise, ein Anliegen dem Gebet anvertraue, so darf ich mir einer besonders sensiblen Reaktion der Kinder, der Alten, der Kranken, der Ordensleute gewiß sein. Die naheliegenden Einwände stechen hier nicht: „Kein Wunder, die haben ja Zeit, die sind nicht durch ihre anderen Sorgen und Probleme so besetzt!“ Oder: „Ganz typisch, wir werden immer mehr zur Kirche der ‚Frommen vom Dienst‘, der Naiven, der Invaliden, der Rentner!“ Unbestritten, die Kirche muß sich verstärkt darum bemühen, daß Anspruch und Angebot des Evangeliums nicht an jenen vorbeiziehen, die verantwortlich das Heute und Morgen gestalten. Aber umgekehrt wäre es fatal, im Evangelium nur den Kraftstoff für Funktionstüchtigkeit zu sehen und Menschlichkeit mit Leistung und Brauchbarkeit gleichzusetzen. Was die vorgenannten Gruppen besonders empfänglich macht für die geistliche Ansprache, wird nicht zutreffend gefaßt mit dem Hinweis auf die „Dysfunktionalität“ ihrer Lebenssituation im Blick auf die gesellschaftlichen Zwecke und Ziele. Solche Empfänglichkeit hängt vielmehr damit zusammen, daß ihre Lebenssituation ihnen den Blick öffnet über den Bereich des bloß Funktionalen hinaus. Da das Funktionale bei ihnen nicht ausschließlich das Blickfeld beherrscht, liegt es ihnen näher, sich für den Sinn des Ganzen, das größer ist als das Feld von Leistung und Brauch- [142] barkeit, zu interessieren und diesen Sinn des Ganzen in der Gesellschaft präsent zu halten.

Damit ist keineswegs gesagt, daß solches leicht und nahtlos gelingt. Im Gegenteil. Eine gegenläufige Strömung in Lebensverständnis und Lebensgefühl der Gesellschaft macht es immer schwieriger, die Sinndeutung der genannten Lebenssituationen zu vollziehen und sie dadurch auf einer neuen Ebene für die Gesellschaft fruchtbar werden zu lassen. Hier stoßen wir auf den Punkt, der es dem ersten Anschein entgegen doch rechtfertigt, in der Perspektive einer umfassenden

Pastoral von *einer* Zielgruppe zu sprechen: von der Zielgruppe jener, die in besonderer Weise – sagen wir es im Vorgriff bereits so – zu ihrem eigenen Transzendenzbezug befähigt und in ihm gestützt werden sollen und die zugleich für Gemeinde und Gesellschaft in besonderer Weise diesen Transzendenzbezug offenzuhalten berufen sind. Im folgenden sollen aus einer freilich nur ansatzweise hier durchführbaren – anthropologischen und theologischen Reflexion der menschlichen Grenzsituationen das Proprium dieser Zielgruppe ermittelt, ihre Stellung in Kirche und Gemeinde umrissen und daraus pastorale Konsequenzen gezogen werden – für die Zielgruppe selbst und für die Gesamtpastoral.

I. Bedeutungswandel der Grenzsituationen

Jene Situationen, in denen der Mensch an die Grenze seines eigenen Gestaltens und Vermögens stößt, in denen ihm sein eigenes Dasein als Ganzes bewußt, weil entweder aus der Hand genommen oder neu in die Hand gegeben wird, jene Situationen, die ihm die Frage nach dem Sinn, dem Woher und dem Wohin des Ganzen existentiell aufdrängen, bestimmen zu allen Zeiten mit besonderer Dringlichkeit das Selbstverständnis und Selbstverhältnis des Menschen. Die Weise aber, *wie* sie das Selbstverständnis und Selbstverhältnis des Menschen bestimmen, ist geschichtlich verschieden akzentuiert. Zwar ist jeder einzelne jeweils als er selbst an seine eigene Grenze gestellt, und an dieser Grenze entscheidet sich seine Einmaligkeit, seine Persönlichkeit, die Gestalt, in die seine Freiheit aus sich selbst hineinwächst. Dennoch steht der einzelne auch hier nicht isoliert, nicht ohne das Erbe jener Welterfahrung und Weltdeutung, die seine Epoche prägen. Er ist bis ins ausschließliche Einmal seiner Lebens- und Todesentscheidung hinein nicht nur Selbstsein, sondern auch Mitsein.

Es wäre nun gewiß verkürzt, einfachhin von einer christlichen und einer nachchristlichen Epoche der Geschichte zu sprechen. Wie tiefgreifend auch die Umbrüche im Lebensverständnis einer Welt waren, die christliche Glaubensaussagen als Gemeingut kannte, kann einem auffallen am Umbruch der Bildwelt zwischen Spätantike und frühem Mittelalter – man denke nur etwa an die Ersetzung des thronenden Christus der Apsiden durch die Bilddarstellungen des Jüngsten Gerichtes. Gleichwohl macht es einen erheblichen Unterschied, ob der Tod [143] als Grenzpunkt zwischen Diesseits und Jenseits, Endlichkeit und Unendlichkeit, Zeit und Ewigkeit verstanden wird oder ob Tod nur Abbruch und Ende bedeutet; anders gewendet: ob die Welt der unmittelbaren irdischen Erfahrung umspannt ist von übergreifenden Ordnungen oder ob der Bereich des Meßbaren, Berechenbaren fürs allgemeine Bewußtsein das Ganze und Letzte ist, Erwartungen und Erfahrungen hingegen, die diesen Bereich übersteigen, ins Sondergut des unverbindlich Privaten hineingehören.

Auch für uns Heutige noch läßt sich der Umschlag der Gesamtsituation des Geistes mit jener Existenz Erfahrung markieren, die sich in den Pensées von Pascal niederschlägt: das Erschrecken des Menschen, der sich zwischen das unendlich Große und unendlich Kleine neuzeitlicher Erfahrung in eine haltlose Mitte ausgesetzt findet.[1] Formelhaft gesagt: Der vorneuzeitliche Mensch erfuhr Grenze als Mitte – der neuzeitliche Mensch erfährt Mitte als Grenze. Er selbst tritt in

die Mitte des Ganzen, bekommt mehr und mehr alles in seine Hand, steuert und entwirft seine Welt, aber diese seine Position insgesamt wird Grenzposition, wird Frage an ihn selbst, Fraglichkeit seiner selbst.

Dieser Prozeß hat seine Phasen. Die Einbürgerung des Menschen in die Mitte seiner Welt hob keineswegs damit an, daß als erstes das Bewußtsein des Jenseits gemeinhin ausfiel. Sicher, seit Anfang der Neuzeit wurde es immer neu möglich, die überkommenen Deutungen dessen, was über unseren unmittelbaren Erfahrungshorizont und seine Grenzlinie, den Tod, hinausreicht, in Frage zu stellen, umzuinterpretieren. Die Ohnmacht angesichts der eigenen Endlichkeit, der Überschuß des Unerklärten und Unbewältigten behielten indessen ein so lastendes Gewicht, daß die Gesellschaft nicht auf Instanzen für Grenzerfahrung und Transzendenz verzichtete. Aber das war es eben: Kirche und Christentum wurden mehr und mehr „privatisiert“, mehr und mehr Institutionen fürs Jenseits und seine diesseitigen Grenzgebiete. In dieser „Funktion“ fürs allgemeine Bewußtsein die Ratlosigkeit angesichts unbeantwortbarer Fragen, die an den Grenzen aufstehen, „unschädlich“ zu machen, erschienen Kirche und Christentum geradezu als Komplizen jenes Systems, das die Welt handlich, beherrschbar, bequem, so aber flach und oberflächlich werden ließ.

Das unverkleisterte Bestehen der Grenzsituationen, die Auslieferung an den unbeschönigten Tod und die ungetröstete Sinnlosigkeit wurden zum Impuls unterschiedlicher Philosophien der Existenz. Sie richteten sich, zumindest teilweise, gegen christliche und kirchliche Traditionen, gegen ihr scheinbar sicherndes Bescheidwissen über die letzten Fragen. Rückwirkung auf die religiöse Einstellung: Verunsicherung einer konkreten, inhaltlichen Eschatologie, Verlagerung von der fides quae auf die fides qua.

Die existentielle Betonung der Grenzsituationen, in der Folge der säkularen Erschütterungen nach 1945 weithin in unserer Gesellschaft mächtig, ist zurückgetreten hinter einer anderen Entwicklung: Es ist, als ob der Ansatz der Neuzeit endlich zu seinem Recht gekommen sei, der Ansatz einer totalen Beherrschung der Welt und des Daseins durch das Können und Planen des Menschen. Die unge- [144] heuerliche Anstrengung, den Tod und alle negativen, bedrohlichen Mächte der Natur und der Geschichte zu überrunden, hat erstaunliche Erfolge gezeitigt. Die Grenzen des Daseins wurden immer weiter hinausgeschoben, die Grenzsituationen immer weiter an einen unerheblichen Rand verbannt und an diesem Rande in die Perfektion technischer Bemeisterung verpackt. Natürlich wird die weiter hinausgeschobene Grenze weder kleiner noch weniger gefährlich – aber der Streß der Anstrengung, die Grenze zu verlagern, läßt die Grenze selbst vergessen. Die Grenzsituationen stehen in der gesellschaftlichen wie kirchlichen Öffentlichkeit der sechziger Jahre mehr und mehr an der Grenze gegenüber einem Optimismus der Weltgestaltung und einer Theologie der irdischen Wirklichkeiten. Tod, Schuld und Schicksal, aber auch der zeichenhafte Verweis, etwa der Evangelischen Räte, auf eine Erfüllung, die sich nicht innergeschichtlich machen läßt, treten auch für Theologie und Pastoral in den Hintergrund, finden insgesamt weniger Interesse und Verständnis. Der Mensch scheint es geschafft zu haben, sich in die Mitte zu schwingen und die Welt bereits oder wenigstens demnächst in seinen Griff zu bekommen.

Doch hier rühren wir an eine Bruchstelle zwischen sich ablösenden Phasen. Das Unbehagen am System, der protestierende oder träumende Ausstieg vieler in der jungen Generation aus der

Konformität mit der Gesellschaft, wie er das Ende der sechziger und den Anfang der siebziger Jahre kennzeichnete, bestätigen es: Die Mitte, in welche der Mensch sich geschwungen hat, wird ihm selbst zur Grenze: nicht mehr Grenzsituationen des Daseins, sondern Dasein selbst als Grenzsituation! Der vielberufene Aufbruch der Sinnfrage stößt nicht in die Dimensionen des Hernach und Darüber, will sagen nicht in die Frage nach ewigem Leben und Jenseits. Nein, der Sinn soll sich jetzt ereignen, die Antwort soll jetzt gegeben werden, die Absurdität, die Sinnlosigkeit, der Leerlauf des bloß Klappenden und Funktionierenden verlangen nach der Wende, der Deutung, der Erfüllung, die nicht erst später erfolgen.

Es bleibt indessen nicht bei dem Ungenügen des Menschen an der Ohnmacht seiner gewählten Allmacht. Diese gewählte Allmacht selbst, der Traum der demnächst vollkommenen Welt und Daseinsbeherrschung beginnen höchst unsanft zu zerrinnen. Dasein ist nicht nur Grenze, sondern hat seine Grenzen – und diese Grenzen werden wieder spürbar. Und doch zeichnet sich noch nicht eigentlich ab, daß die Stoßrichtung der Frage wieder über die Grenzen hinausweise. Die Grenzen lassen Ratlosigkeit zurück, wie angesichts ihrer das Dasein jetzt erfüllt und sinnvoll gestaltet werden könne. Es bleibt dabei: Sinn, Erfüllung, Antwort sollen sich jetzt schenken, jetzt ereignen. Der Himmel der Kinder und der Alten, der Kranken und der Frommen in den Klöstern ist nicht der Himmel über unseren Städten – oder hat dieser Himmel über unseren Städten jenen anderen in sich aufgesogen, haben die Kinder und die Alten, die Kranken und die Ordensleute ihren Himmel verloren?

[145] II. Grenzsituationen und christliche Botschaft

Umfragen zeigen es immer wieder: Unter den Grundwahrheiten hat es jene vom ewigen Leben, jene, die uns sagt, daß der Tod nicht bloß Ende ist, mit am schwersten. Viele, die nicht darauf verzichten wollen, sich als gläubig zu bezeichnen, viele, die daran festhalten, daß ein Gott existiert, wissen nichts mehr damit anzufangen, daß nach Auskunft des christlichen Glaubens mit dem Tod nicht alles zu Ende ist.

Heißt die Konsequenz, diese schwer zugängliche, diese dem ersten Anschein nach existentiell nicht betreffende Wahrheit ins zweite Glied der Verkündigung zu rücken? Keineswegs. Wohl aber gilt es, der Ratlosigkeit zu begegnen, die den Menschen unserer Zeit vor dieser Botschaft überfällt. Eine letzte Instanz, die alles regelt, ein oberster Garant dafür, daß die Geschichte ihre Ordnung hat, ein Etwas oder Jemand, vor dem es Verantwortung gibt, dies wird noch von vielen akzeptiert. Nur von diesem Etwas oder Jemand her erhält das Ganze, das uns beansprucht, befremdet, einfordert, für sie seinen Sinn. Aber eine Existenz meiner selbst, die nicht mehr gebunden ist an jene naturalen und gesellschaftlichen, technischen und ökonomischen Zusammenhänge, in die ich doch total verstrickt bin, das erscheint wie Wunschtraum, Phantasie, Projektion. Ich bin mehr als bloß diese Zusammenhänge, in die ich verstrickt bin. Aber sein ohne diese Zusammenhänge?

Gewiß ist die Botschaft von der Herrschaft Gottes und von seinem Heil mehr als eine Botschaft

vom Jenseits, als eine Botschaft von dem, was über Welt und Geschichte hinausgreift. Gott ist der Gott des ganzen Menschen und der ganzen Welt, und nichts, was zum Menschen und zur Welt gehört, kann diesem Gott uninteressant sein. Wir glauben doch, daß dieser Gott selber Mensch geworden ist in Jesus Christus, daß er sich, bis zum äußersten solidarisch, in unsere Welt und in unser Dasein hineingegeben hat. Gott wäre nicht groß genug gesehen und der Mensch wäre nicht groß genug gesehen, würde das Christentum selber zur Hilfe und zum Trost für Grenzsituationen eingegrenzt. Die christliche Botschaft ist die Botschaft von der ganzen Gemeinschaft Gottes mit den Menschen. Doch gerade deshalb gehört eben auch der Tod, gehört auch das Leben Gottes ohne Grenze, an dem der Mensch Anteil erhält, in die Substanz des Christlichen hinein. Ein Gott, der sich ganz dem Menschen schenkt, entreißt den Menschen der Lächerlichkeit und Winzigkeit, bloß eine vorbeihuschende Episode zu sein.

Und wenn wir denselben Befund vom Menschen, von seinem gegenwärtigen Sehnen und Bedürfen her lesen, dann eröffnet sich uns dasselbe: In die Mitte der Welt, ins beständige Gestaltenmüssen und Schaltenmüssen hineingestoßen, wird der Mensch zugleich verschluckt von dem, worauf er sich andauernd beziehen muß. Er löst sich auf in die vielen Rollen und Funktionen, die ihm aus seiner Position in der Mitte zugemutet werden. Er weiß am Ende nicht mehr, wer er selber ist. Und in diesem angestregten Agieren und Reagieren, in diesem Gebanntsein an seine Funktion ist der Mensch abgeschnitten von lebendiger Begegnung, er wird einsam. Dies scheint paradox. Denn er muß andauernd umgehen mit anderen, [146] ist angewiesen auf unzählige, ist verspannt mit schier der ganzen Menschheit in einem undurchdringlichen Netz von Abhängigkeiten. Doch genau diese Abhängigkeiten saugen ihn von sich selbst weg, so daß er dem anderen nicht mehr sich selber zu sagen und den anderen nicht mehr als ihn selber aufzunehmen vermag. Endlos viel, über beinahe alles wird kommuniziert und gesprochen – aber in diesem Alles drohen das Ich und Du nicht mehr enthalten zu sein. Die Rede von Krise der Identität und der Kommunikation ist mehr als ein Schlagwort. Diese Krise macht es einerseits für den Menschen uninteressant, wenn er erst später, erst im Jenseits einmal er selber sein und Gemeinschaft finden darf. Andererseits kann gerade diese Krise öffnen für das Wort und die Liebe, die mich mir unendlich und grenzenlos, die mich mir auch über den Tod hinaus selber geben und für eine grenzenlose Gemeinschaft über den Tod hinaus öffnen. Wenn ich wirklich geliebt bin, wenn ich wirklich bejaht bin, wenn ich wirklich angenommen bin von der Kraft, die mich ins Dasein entläßt, dann tendiert solches Ja, solche Liebe auf Totalität, sagen wir es: auf Ewigkeit.

Hier aber wird die Grundbotschaft des Christentums aktuell: die Botschaft von der Liebe Gottes, die sich in Jesus bis zum Letzten, bis zum Tod gibt, und die gerade, weil sie bis zum Letzten geht, weil sie total und absolut ist, im Tod nicht endet, sondern den neuen Anfang und die ewige Gemeinschaft schenkt. Ich werde an der Grenze, die mein Leben mir ist und die mein Sterben mir ist, mir nicht genommen; und die Grenze, die ich bin, und die Grenze, an die ich stoße, werden zugleich verwandelt in Kommunikation.

Der ganze Gott, will sagen: der ganz uns zugewandte Gott, der in solcher Zuwendung den Menschen und die Welt *ganz* sein läßt und sie *selbst* sein läßt, indem er sie innigst mit sich verbindet: dies ist doch die frohe Botschaft. Und sie allein ist die Alternative zu allen drei Engführungen, die sich dem Menschen heute angesichts der Grenze, die er ist, und der Grenzen, die er hat, nur allzu nahelegen. Diese Alternativen wären zum einen die Ausflucht in die Selbsttäuschung, als ob solche Grenze und solche Grenzen sich durch Anstrengung oder

Evolution überspringen ließen, als ob der Mensch von sich aus oder durch ein Gesetz von Natur und Geschichte über alle Grenzen hinauswachsen könnte; zum andern die Verzweiflung, zumindest die Resignation angesichts einer unauflösbaren Absurdität menschlichen Daseins und menschlicher Begrenztheit; schließlich die Verdrängung des Bewußtseins von Grenze, der Versuch, die Frage, die der Mensch sich selber ist, als falsch gestellt abzutun und sie umzubiegen in die Selbstgenügsamkeit menschlicher Endlichkeit.

Stellen wir die These, die in solcher Reflexion eingeschlossen ist, nochmals deutlich heraus. Evangelium ist die Botschaft von der Herrschaft Gottes, von dem Gott also, der damit geschichtlich ernst macht, daß er der Einzige und der Ganze, der Gott des Ganzen ist. Sein Anspruch und sein Heil sind Anspruch und Heil für den ganzen Menschen und die ganze Welt. Anders gewendet: Gott ist Liebe, und diese Liebe verschenkt sich ganz und nimmt das ganz an, dem sie sich verschenkt: den Menschen und die Welt. Deshalb greift jede Deutung des Evangeliums zu kurz, die es entweder bloß auf das Jenseits oder bloß auf das Diesseits einengt. Mensch und Welt sind vom Gott des Evangeliums in ihrer Begrenztheit ernstgenommen und angenommen, aber gerade grenzenlos angenommen. Dieses „Grenzenlos“ transzendiert die Möglichkeiten des Menschen und der Welt und erfüllt so zugleich die Tendenz des Menschen und der Welt über alle Grenzen hinaus. Ewiges Leben und ewige Gemeinschaft gewähren dem Menschen jene Identität und jene Kommunikation, die heute in ihre Krise geraten sind. Sie gewähren Identität und Kommunikation aber nicht erst später einmal, sondern mitten im Begrenztsein, mitten in der Grenzerfahrung des Daseins. Präsentische und futurische Eschatologie lassen sich nicht auseinanderreißen, sie sind nur die zwei Dimensionen der einen Botschaft von der ganzen Zuwendung, der ganzen Liebe, dem ganzen Heil Gottes.

III. Der Konvergenzpunkt der verschiedenen Situationen

Was hat uns die Besinnung auf den Bedeutungswandel der Grenzsituationen und auf ihren alten und neuen Zusammenhang mit der christlichen Grundbotschaft für unsere Fragestellung erbracht? Kurzgefaßt: es kann uns deutlich werden, was die so unterschiedlichen Lebenssituationen des Kindes, des alten Menschen, des Kranken, dessen, der in einem Orden oder einer geistlichen Gemeinschaft lebt, zusammenbindet. Nochmals kurzgefaßt, läßt sich das, was diese unterschiedlichen Situationen zusammenbindet, auf den Satz bringen: Das Ganze steht auf dem Spiel, oder besser, das Ganze kommt ins Spiel.

1. Alter und Krankheit*

Die Chancen für das Ins-Spiel-Kommen des Ganzen wie die Sperrungen dagegen sind besonders deutlich beim alten Menschen und beim Kranken.

Dem alten Menschen treten sein Leben und seine Erfahrung als ein Ganzes vor Augen, das doch noch der letzten Abrundung, der letzten Unterschrift bedarf, und nun steht er vor diesem Letzten, vor der Frage „Was nun?“ Er steht vor dieser Frage mit dem vitalen Interesse und mit immer breiteren Möglichkeiten, dieses Letzte hinauszuschieben, zugleich aber in der Not, sich als nicht mehr gebraucht und gefragt zu erfahren: Grenzsituation nicht nur – und für die eigene Erfahrung vielleicht nicht einmal zuerst – gegenüber dem Tod, sondern gegenüber dem Sinn seines Daseins zwischen aktivem, funktionsgeladenem Leben und der ungewissen Begegnung mit der Grenze des Lebens. Das Ganze kommt von mehreren Seiten her ins Spiel: vom abzuschließenden, zu deutenden Ensemble gemachter Erfahrungen und vollbrachter Leistungen, vom bevorstehenden Abschied vom Leben, aber auch und zumal vom Jetzt her, das mit aller Dringlichkeit die Frage nach Sinn und Erfüllung stellt. Diese dreifache Herausforderung wird nicht selten als Überforderung erfahren, zumal die eigenen Kräfte schwinden – und so korrespondiert der vermehrten Offenheit für die Sinnantwort die Versuchung, die Frage zu verdrängen, der Frage auszuweichen, in welche die eigene Lebenslage hineinruft.

[148] Der Kranke wird schon äußerlich durch die Vielzahl der Bemühungen und Möglichkeiten, die Krankheit zu kurieren, abgelenkt vom Ernst der Situation, und auf andere Weise wird diese Situation in neuem Sinn ernst, in neuem Sinn Grenzsituation für ihn: weithin ist er an den Rand der Gesellschaft gedrängt, in ein Sonderbereich, in dem es nur um Krankheit, Heilung, Unheilbarkeit geht. In diesem Sonderbereich wird er von seinem Leben weggerückt, er sieht es in einer merkwürdigen Distanziertheit. Abwechselnd erscheint ihm seine eigene Situation oder aber das Leben, wie es „normalerweise“ abläuft, oder aber beides und somit alles als Leerlauf, als Fragment, von dem ungewiß ist, wie es zum Ganzen werden könnte, ja zu welchem Ganzen es überhaupt gehört. Solche Ungewißheit wiederum ist störend für den einzelnen wie für die Gesellschaft, und so verbünden sich insgeheim beide zur Entwicklung mannigfacher Abwehr- und Verschleierungsmechanismen. Das Ganze drängt ins Spiel – und wird zugleich vom Spielfeld wieder abgedrängt.

Diese wenigen und schematischen Andeutungen über Alter und Krankheit decken gewiß nicht das reiche Phänomenfeld ab, das hier zu bedenken wäre. Andere Akzente, andere Konstellationen stehen uns täglich vor Augen. Und doch läßt sich der eine Grundzug wohl überall wahrnehmen: das Ganze kommt auf neue Weise ins Spiel – das Ganze wird zugleich auf neue Weise abgeschirmt. Und dieses Ganze ist nicht nur da in der Verlängerung der Lebenslinie über den Tod hinaus, sondern auch im Blick auf das gelebte und zu lebende Leben selbst.

2. Kindsein*

Die Zäsur zwischen Altsein und Kranksein einerseits und dem Kindsein andererseits indessen ist erheblich. Das „Später“ bedeutet dem Kind gerade nicht der Tod, sondern das Großsein, das Erwachsensein, das Leben mit der Fülle seiner Tüchtigkeiten, Brauchbarkeiten, Funktionen. Ihm ist sein Kindsein auch nicht Grenzsituation im Blick aufs Früher, auf die Herkunft, die zwar erfragt, aber auf Erklärungen, möglichst handfeste und endliche Erklärungen hin erfragt wird. Inwiefern

steht dann Kindsein im Kontext von Grenzsituation? Formelhaft gesagt, bekommt unser Satz (Das Ganze kommt ins Spiel) einen neuen Akzent. Hieß er beim alten und beim kranken Menschen: *Das Ganze* kommt ins Spiel!, so wechselt nunmehr der Ton: Das Ganze kommt *ins Spiel*. Bedrohliche gegenläufige Tendenzen merzen doch nicht die elementare Disposition des Kindseins zum Spiel aus. Was zum Menschen gehört, das Spielkönnen, prägt am tiefsten die Phase der Kindheit.

Kurze Orientierungen übers Spielen müssen hier genügen. Spielen heißt: Ich bin, was ich bin, indem ich anderes bin. Spielen ist also Selbstvollzug, der *etwas* spielt, will sagen etwas, das mehr oder anders oder anderes ist als nur ich. Sodann: Spielen ist immer Zusammenspiel von mir und anderem. Auch dort, wo Spiel nur als Spiel mit mir selber erscheint, mit meinen Fingern etwa oder meiner Stimme. Das Zusammenspiel meiner als dessen, der spielt, mit mir als dem, womit ich spiele, hat seine Überraschung, hat seinen Ereignischarakter, hat seine unselbstverständliche Konsonanz. Spiel als Zusammenspiel hat es ferner an sich, daß das Ganze des Spieles und somit eben auch das andere, womit bzw. der andere, mit dem [149] ich spiele, hineingehören, einbezogen sind in mein spielendes Verhalten: Spielen ist Spielen eines Partes und Übernahme des Partners in meinem Part. Schließlich ist Spiel angelegt auf Gelingen, auf einen Überschuß des Spiels über das, was ich bewerkstelligen, machen, erzwingen kann.

Spiel ist dann aber kein bloßes Kinderspiel. Es ist Spiel vom Dasein, Spiel vom Menschsein. Die Grundproportionen dessen, wie Dasein und Menschsein gehen, die Selbsttranszendenz von Dasein und Menschsein, ihr Charakter als Mitspiel mit einem Ganzen, das übergreift, ihre Verwiesenheit auf ein sie erfüllendes „Geschenk“ stellen sich im Spiel dar. Spiel ist jene „Grenzsituation“ des Daseins, in der es mit sich, mit seiner Selbsttranszendenz begabt wird. Im Spielen wird das Ganze, wird das Dasein selbst in die menschliche Existenz „eingespielt“. Wo das Spiel dem Menschen gestohlen wird, wird ihm das Dasein, wird er sich selber gestohlen.

Das Spiel ist freilich doppeldeutig. Seine Gefahr: Spiel depraviert zum bloßen Spiel. Das Spiel soll *reines* Spiel sein, Spiel, das nicht durch Nebenabsichten und Deutungen entfremdet wird. Aber Spiel soll nicht als *bloßes* Spiel abgeschnitten werden vom Ernst des Daseins, nicht neben ihm herlaufen als eine im Ernst nichts sagende, nichts bedeutende Nebensächlichkeit, die bestenfalls zur Entspannung und Ertüchtigung dient und so gerade wieder funktionalisiert würde.

Spiel spielt das Ganze, spielt somit auch den Ernst des Daseins in mich hinein und mich in das Ganze, in den Ernst des Daseins hinaus. Diese Integrität und Integralität des Spiels befähigt nun aber das Kind, mit mehr vertraut zu werden als nur mit dem, was gemacht, geleistet, hergestellt werden kann. Im Spiel kann sich das Geheimnis des Daseins als Geheimnis eröffnen, im Spiel kann der Mensch vertraut werden mit dem, was ihn übersteigt und womit er doch sein Leben lang Mitspieler ist.

Dies ist nicht nur eine Möglichkeit, sondern ein Geschick. Denn im Grunde wird jedem Kind das Ganze vorgespielt, wird ihm das Ganze, wird ihm das Geheimnis des Daseins eingespielt – und es kommt eben darauf an, *als* was das Ganze in diesem Zuspiel der kindlichen Erfahrung aufgeht und erscheint. Hier liegt die Verantwortung von Erziehung und Bildung. Menschliches Leben ist Stehen an der Grenze, an welcher ich mich auf den Sinn des Ganzen beziehe und ihn in mich einbeziehe, ihn Gestalt und Zeugnis werden lassend für andere. Leben ist also Mitspiel mit dem

Sinn des Ganzen, und im Kind, in seiner spielenden Erfahrung bereitet sich die Position vor, die es einmal im Ernst seines Lebens beziehen wird.

Kinder sind Kinder, solange sie „unbrauchbar“ sind für die Zwecke des Daseins, und es ist eine Versuchung, ihr Kindsein zu verbrauchen im Interesse ihrer künftigen Brauchbarkeit. Ihre „Unbrauchbarkeit“ ist ihre Grenzsituation, ist ihre Offenheit für den transzendierenden Sinn. Hier treffen wir auf den Konvergenzpunkt zwischen der Situation des Kindes und jener des alten und des kranken Menschen. Auch hier also die Offenheit, die Befähigung zum Mehr, zum anderen [150] der machbaren Welt, auch hier andererseits die Gefahr, den Transzendenzbezug abzublenden und zu verfremden.

Im Blick auf die drei bislang skizzierten Lebenssituationen kann uns freilich noch ein weiteres auffallen: ihre elementare Nähe zur Grundbotschaft des Christlichen, zur Botschaft vom ganz den Menschen bejahenden, annehmenden, sich ihm gebenden, sich in sein Spiel einlassenden Gott.

3. Ordensexistenz*

Wenden wir uns nun noch jener Gruppe zu, die nicht durch Schicksal, sondern durch Entscheidung in die Nachbarschaft der Kinder und der Alten oder Kranken, so aber in die Nachbarschaft der Transzendenz gerückt ist: jenen, deren Existenz von einer Lebensform und Gemeinschaft „um des Himmelreiches willen“ bestimmt wird. Unser Leitsatz gewinnt bei ihnen sozusagen zwei Akzente: *Das Ganze kommt ins Spiel.*

Sowohl das Ganze wie auch das Spiel haben für sie eine besondere Weise der Entschiedenheit *und* der Offenheit an sich. Sie wissen, was dieses Ganze ist: Gottes Herrschaft steht vor der Tür und entscheidet alles. Auf ihn, auf den Nachfolgeruf Jesu, der diese Herrschaft in seiner Botschaft, seinem Weg, seiner Hingabe nahebringt, kommt alles an. Dies ist die Entschiedenheit des Ganzen. Und seine Offenheit: Dieses Ganze ist gerade „anders“ als die Weise, in welcher es ergriffen wird. Dieses Ganze ist Erfüllung, Leben ohne Grenze, Gemeinschaft in einem umfassenden, dichtesten Sinn. Und was Menschen in der zeichenhaften Nachfolge ergreifen, bedeutet vordergründig Verzicht, Ausfall von Lebensdimensionen, Loslassen von Wünschen, Erwartungen, Sehnsüchten. Die Nähe des Erfüllenden wird in einer zumindest scheinbaren Ferne dieses Erfüllenden repräsentiert.

Die Entschiedenheit des Spiels liegt an der Bindung, in welcher ein ganzes Leben in eine Gestalt eingebracht wird, die vom übergreifenden Ganzen und auf es zu ihre „Regel“ erhält. Es geschieht eine totale Antizipation des gesamten Daseins, eine Festlegung darauf, was der Inhalt des Daseinsspiels sein soll. Aber gerade so gibt der Mitspielende sich aus der Hand, wird ihm ungewiß, was das Spiel ihm bringt: das gebundenste Spiel wird zum offensten Spiel. Die Unbeschriebenheit kindlichen Schicksals und die Verschiebenheit des an die Grenze seines Daseins Gerückten, des Alten oder Kranken, schlagen ineinander über, verbinden sich.

Solches Leben ist in der Tat institutionalisierte Grenzsituation. Die fundamentale Grenzsituation unserer Zeit, der Zeit nach der Ansage und dem Anbruch des Gottesreiches in Jesus und vor seiner Wiederkunft in Herrlichkeit, prägt jene Daseinsform, die mit dem Namen „Evangelische Räte“ mehr oder minder treffend gekennzeichnet wird: Bindung an nichts anderes als ans nahende Gottesreich, darum radikale Offenheit für den Herrn allein im Verzicht auf die unmittelbare Erfüllung in Ehe und Familie – Weglassen alles Verfügbaren, alles Sichernden in einer sich an ihn ausliefernden Armut und in einem sich an Menschen ausliefernden Gehorsam um des Herrn willen. Weil am Ende der Herr allein alles in allem sein und uns so zu allen hin öffnen wird, weil wir in ihm nichts mehr brauchen und alles haben werden, weil wir unseren eigenen Willen in den seinen verlieren [151] und so gerade erfüllt und bestätigt wiederfinden werden, deswegen hat solches Leben seinen Sinn. Der Verzicht auf das unmittelbar Erfüllende ist das Zugehen auf das endgültig Erfüllende, den endgültig Erfüllenden.

Wir sprachen von „institutionalisierter“ Grenzsituation – und hier treffen wir jene Gefährdung, die mit der Größe solchen Lebens verbunden ist. Was als Wagnis, als Aufbruch angelegt ist, kann sich ins funktionierende sichernde System verkehren. Töricht, aber naheliegend, um solcher Gefährdung willen die Größe des evangelischen Lebens als Ideologie, als Selbsttarnung sich festhaltender Endlichkeit abzutun. Nicht minder töricht, aber auch nicht minder naheliegend, die Bindung an den Herrn allein und die Gemeinschaft im Herrn allein zu ersetzen durch Dynamiken und Techniken, die humaner und funktionaler erscheinen, im Grunde aber das Humanum zerstören, weil sie dem Dasein die Grenze, somit aber den Kontakt mit dem Anderen, dem Größeren, dem Unsicherbaren wegoperieren.

Die Entwicklungen der letzten Jahre und Jahrzehnte haben es drastisch gezeigt: Das Zeichen des evangelischen Lebens gehört zum Verwundbarsten, aber auch zum Kostbarsten christlicher und menschlicher Existenz. Wo dieses Leben auf dem Spiel steht, steht in der Tat das Ganze auf dem Spiel, jenes Ganze, dessen wir zumal in den „Grenzsituationen“ des Kindseins, Altseins, Krankseins und eben dieser Existenz um „des Himmelreiches willen“ ansichtig werden.

IV. Einige Konsequenzen für die Pastoral

Der Pastoral kann es nur darum gehen, daß Gott, daß seine Botschaft, sein Wille, sein Heil für den Menschen ins Spiel kommen. Die Entfremdung zwischen der unmittelbaren Lebenserfahrung des Menschen einerseits und dem Anspruch und Angebot des Evangeliums andererseits ist die Not der pastoralen Situation. Warum kommt Gott so schwer für den Menschen ins Spiel? Weil es für den Menschen so schwer ist, daß das seine unmittelbaren Erfahrungen, Bedürfnisse und Anforderungen übersteigende Ganze ins Spiel kommt, und weil es unmittelbar so wenig plausibel erscheint, daß ihm das Ganze, auf das er sich insgeheim doch ausstreckt, seinen Sinn im Anspruch und Angebot des Evangeliums enthüllt. Mit dieser Situation hängt die Fremde des Menschen gegenüber den Rand- und Grenzsituationen des Daseins in unserer Gesellschaft zusammen. Sie werden zu besonders schwierigen Situationen, zugleich aber zu Schlüsselsituationen der Pastoral. Sorge um die pastorale Zielgruppe „Grenzgänger der

Transzendenz“ ist so Sorge für die Gemeinde, ja für den Menschen im ganzen. Der Ansatz einer umgreifenden Pastoral und der Ansatz einer Pastoral, die dieser Zielgruppe gilt, berühren, ja durchdringen sich. Denn auch für den Menschen in der Mitte seines Lebens kommt es darauf an, seine eigene Situation als Grenzsituation zum Ganzen hin zu verstehen und für die Grenzsituationen des Daseins selbst sowie für jene, die in ihnen stehen, offen zu werden. Vom Evangelium her gelesen: Es gibt nur [152] das eine und selbe Evangelium, das zugleich in die Mitte unseres Daseins zielt *und* das die Nähe Gottes uns hineinsagt in unsere nur zu leicht verdrängten Grenz- und Randsituationen. Heil ist nur als gegenwärtiges das künftige, ewige Heil – ist nur als künftiges und ewiges zugleich das gegenwärtige Heil.

Der Rahmen, den diese Erkenntnis spannt, ist weiter als die paar nachfolgend skizzierten Konsequenzen aus dem dargelegten Befund:

a) Gemeinde muß als der Raum erfahrbar werden, in welchem Kinder, Alte, Kranke, Menschen aus Orden und geistlichen Gemeinschaften nicht „Randgruppen“ sind, sondern in lebendiger Kommunikation mit allen stehen. Was für alle in der Gemeinde geschieht, muß auch diesen Gruppen etwas zu sagen haben – das Lebenszeugnis, die Erfahrungen dieser Gruppen müssen der Gemeinde im ganzen etwas zu sagen haben. Nur in solcher Balance kommt das Ganze ins Spiel für die Gemeinde. Es gilt also, Wege zu suchen, wie diese Gruppen mit der Gemeinde mitleben, wie aber auch die Gemeinde mit ihnen mitlebt.

b) Dann gehört zur Pastoral, zur allgemeinen, aber auch zur Gemeindepastoral, daß sie der Bereitung für die unterschiedlichen „Grenzsituationen“ des Daseins dient. Mut zum Kind und Offenheit, Verständnis fürs Kindsein – Mut zum Kranksein, Altsein, Sterben, aber auch Umgehenkönnen mit alten, kranken, sterbenden Menschen – Offenheit für die Berufung zum ungeteilten evangelischen Leben und lebendiger Kontakt mit Menschen, die diese Berufung leben: solches gehört in den Lebenshorizont des Christen.

c) Die pastorale Zuwendung zu allen schließt die besondere Zuwendung zu den „Grenzgängern der Transzendenz“ nicht aus, sondern ein. Ihre Situation ist exponiert, im positiven wie im negativen Sinn, sie sind auf besondere Solidarität und Nähe angewiesen. Das ist etwas anderes als bloße „Betreuung“; der Dienst an ihnen muß sich zugleich als ein Empfangen von ihnen verstehen. Die mit ihnen geteilte, die von ihnen empfangene Erfahrung macht die Zeit, die wir für sie aufwenden, zur Zeit für alle, zur Zeit für die Gemeinde.

d) Das Ziel der Arbeit mit dieser „Zielgruppe“ ist ein doppeltes: Zum einen ist es die Befähigung, durch Verstellungen und Fehldeutungen durchzustoßen und die Berufung der eigenen Situation klar zu erkennen und zu bestehen – es wäre fatal, den alten und den kranken Menschen die Begegnung mit ihrer eigenen Ewigkeit und mit ihrem eigenen Sterben vorzuenthalten, den Menschen in geistlicher Berufung das Ungewöhnliche, Herausfordernde ihres Lebens vorzuenthalten, den Kindern das Geheimnis, das sich ihnen zuspielden will, vorzuenthalten. Zum anderen ist es die Befähigung, die eigene Situation als Berufung für alle, fürs Ganze zu verstehen und zu gestalten. Das heißt nicht, die Grenzsituationen zu verzwecken, doch noch etwas herauszuholen, was für andere nützlich ist. Vielmehr sollen Selbstgenügsamkeit oder Unzufriedenheit aufgesprengt und Leiden, Gebet, Interesse, Teilnehmen auf die Not der anderen, der Gemeinde, der Kirche, der Menschheit hingelenkt werden. Wo die Sensibilität für die

Transzendenz wächst, da wächst auch die Sensibilität für die Welt. Kaum irgendwo finden wir mehr Weisheit, mehr Engagement für die Probleme der Zeit und die Nöte der Menschen [153] als in kontemplativen Klöstern oder in Krankenzimmern von Unheilbaren. Fruchtbarkeit und Brauchbarkeit sind nicht dasselbe.

e) Das Ganze kommt ins Spiel: Darum geht es für die Menschen in der Mitte des Lebens und der Arbeit, darum geht es für die Menschen in den unterschiedlichen Grenzsituationen des Daseins. Es gibt nun geistliche Vollzüge, die Kindern, älteren Menschen, Kranken, Ordensleuten besonders naheliegen und zugleich Wege zeigen, um das Ganze auch in den „allgemeinen“ Lebensvollzug des Christen in der Welt einzubringen. Auf drei solcher Lebensvollzüge soll abschließend verwiesen werden. Einmal deswegen, weil sie Erfahrungen spiegeln, die ebenso mit „Grenzgängern der Transzendenz“ wie mit Christen aus den Gemeinden erwachsen sind, zum andern deswegen, weil sie eine Brücke zwischen traditionsverwurzelten Formen geistlichen Lebens und gegenwärtiger Mentalität und Spiritualität zu schlagen vermögen.

Kinder, Ordensleute, ältere, kranke Menschen prägen sich nicht selten besonders tief ein einzelnes Wort ein, leben aus ihm, inkarnieren es in ihren Alltag, können von ihm her schlichte, aber elementare Erfahrungen berichten. Im Lichtstrahl eines Wortes bricht sozusagen das sinngebende Ganze in den einzelnen Augenblick, in die einzelne Situation durch. Ein konkretes Leben des Wortes Gottes in unserem Alltag, die Aufschlüsselung unterschiedlicher Aufgaben, Probleme, Widerfahrnisse durch ein Wort, das sie verstehbar und im Geiste Jesu bestehbar macht: dies ist ein Weg, der auch in den Gemeinden helfen kann, die Kluft zwischen Alltag und Evangelium zu schließen, die geistliche Stummheit der Gläubigen gegeneinander aufzubrechen, Austausch des Glaubens, ja Zellenbildung aus dem Glauben zu fördern.

Eine zweite Beobachtung: Eines der wichtigsten Worte im Horizont von Kindern, Ordensleuten, alten und kranken Menschen ist das Wort „für“. Gerade diese Gruppen freuen sich, wenn sie etwas *für* einen anderen tun, wenn sie für einen anderen eine Freude bereiten, für einen anderen ihre Schwierigkeiten und Leiden „verschenken“ können. Dieses Wort „für“ ist dort, wo jemand gebannt ist an seine eigene Inaktivität, der Zugang sowohl zum Herrn: für dich!, als auch zu Welt und Kirche: für die anderen! Das Leben Jesu, sein Dasein und Menschsein, steht unter diesem doppelten „für“. Er hat nicht nur etwas für den Vater und für uns getan, sondern er war einfach da für ihn und für uns.

„Wofür bin ich eigentlich da? Wofür ist das alles gut?“ Dies ist die konkrete Gestalt, in welcher Menschen am Rand und in der Mitte die Sinnfrage stellen. Die Kraft glaubenden Daseins liegt darin, daß nicht nur Leistung und Funktion, sondern auch Sein und Erleiden – und so natürlich zumal auch das Tun – da sind für ..., will sagen ankommen beim lebendigen Herrn und ankommen, durch ihn, bei den anderen, bei der Welt.

Alte, Kranke, Kinder, Menschen in Orden und geistlichen Gemeinschaften haben oft eine besondere Sensibilität für das eucharistische Geheimnis: ja, man könnte sagen, in ihm „bündeln“ sich die Grunddimensionen ihrer Berufung. Eucharistie ist für sie Anbruch dessen, was kommen wird und worauf wir zugehen [154] – sozusagen vorweggenommener Himmel –, mehr noch: Ankunft dessen, der kommen wird, im Jetzt: im Herrn ist unsere Zukunft geborgen, in ihm sind wir jetzt schon mitgenommen zum Vater. Eucharistie ist zugleich für sie das Eintreffen der Hingabe

des Herrn, seiner Liebestat, die ein für allemal geschehen ist: für mich; dieses göttliche „Für mich“ ist stärker als alle zu bewältigende Vergangenheit, als alle bittere oder wehmütig-schöne Erinnerung. Und so ist Eucharistie Befreiung des Jetzt und Befreiung zum Jetzt: in ihr gibt es keine Isolierung, sondern Verbindung mit allen, ja Dasein für alle – das eigene Leben wird verwandelt zur Eucharistie, zur Gabe für die anderen.

Grenzsituationen geben dem eine besonders scharfe Kontur. Aber es ist dieselbe, die sich auch einzeichnen will in Verständnis und Vollzug unserer Gemeinden. In der Tat kommt nirgendwo so sehr das Ganze ins Spiel wie in der Eucharistie. Sie *ist* die lebendige Sinnggebung des Ganzen, in der Zukunft und Gegenwart, in der Beziehung zum Herrn, Beziehung zueinander und Beziehung zur Welt ineinsschlagen. Im Grunde war unsere gesamte Überlegung ein Mitdenken und Nachdenken der Eucharistie.

[1] (Anm. d. Bearb.) Vgl. Pascal, Blaise: Pensées, ed. Brunschvicg, Fragm. 72.